

I

Streifungen sind es, keine Gedanken mehr, ein grobes Aneinandergeraten nur noch mit Gedanken, mit den nützlichen Gedanken, die die Welt existieren machen, und zwischen Irritationen, kurzen gedanklichen Schauern, dazwischen breitet sich qualvolle Stille aus – breitet sich die Leere aus, der ich mir so sicher war, auf die ich vertrauen wollte, die ich als Einziges immer ganz nahe heranließ an mich. Die Leere, auf die ich so stolz war. Ich hab sie hereingelassen, sie hat sich bei mir ausgebreitet, sie besetzt den ganzen Raum, den ich zum Dasein habe, ufert aus. Die Leere, auf die ich einmal so stolz war, jetzt könnte sie mir gestohlen bleiben, jetzt würde ich anstandslos in einer randvoll angefüllten Welt leben bleiben, egal in welcher Welt, *in* einer Welt, würde mich zu benehmen wissen, mich gewöhnen, hätte ich nur eine Welt, eine ganz gewöhnliche, meinetwegen kleine, meinetwegen dumme Welt.

Jetzt hat sich ein weißes Nichts meiner bemächtigt, jetzt sind die Gedanken selten und das Schweigen ist gegenwärtig. Es wird zu keiner kleinen, dummen Welt mehr kommen. Ich werde mich damit abfinden, dass

mich etwas nur zufällig und flüchtig berührt, werde mich daran gewöhnen, dass Menschen vor mir stehen, die nicht existieren, werde aus Gewöhnung durch die Menschen hindurch sehen, bis auf kurze, verwirrte Augenblicke, die sie mir später zum Vorwurf machen werden, bis auf die Anfälle einer Existenz, bis auf die in meinen Augen bereits krankhaften Anfälle, in denen sich kurz die unterdrückte und unförmige Hoffnung verrät, an die ich nie glauben wollte und an die zu glauben inzwischen ganz lächerlich wäre. Längst habe ich, geschlagen mit einem chronischen Stolz, das Ende der Hoffnung verkündet – die Hoffnung aber hat sich nicht umbringen lassen, verwahrlost und formlos wuchert sie im Untergrund und umschließt mich mit einem erstickenden, verwirrenden Gestrüpp, mit Erstickung selbst.

Und doch ist es ein Vorantasten von Anfall zu Anfall, von Berührung zu Berührung, dazwischen nichts als unruhiges Abwarten, ein langsames, vereinzelt durchbrochenes, stockendes Verdursten und Ertrinken, ist in der nie verheilenden, nicht auslöschbaren Krankheit mehr Leben als im Nichts dazwischen. In dieser Luft umgibt mich schleichende Übelkeit, es riecht nach totem Tier.

Natürlich bin ich traurig, muss das noch gesagt sein? War die Traurigkeit nicht immer die einzige Konstante? Mich sinken lassen, um festen Boden unter die Füße zu bekommen, mich sinken lassen auf den Flaschenboden der Existenz. Wie befreiend kann die Traurigkeit sein, wie vertrauenerweckend – nachdem ich lange um mich geschlagen, nachdem ich immer nur ins Leere gegriffen habe, nachdem ich – was für ein unsinniger Reflex – mich in einem trüben Teich von Einbildungen über

Wasser zu halten versucht habe, mich nach einem Ufer gesehnt – wozu? Muss sich nicht jeder entscheiden zwischen der Lüge und der Traurigkeit?

Wie nahe doch ist die Traurigkeit der Entrückung, der Erleuchtung. Sie ist von ihr vielleicht nur unterschieden durch die Verzweiflung, die ich in ihrer Gegenwart andauernd empfinde, weil ich mich darüber hinaus mit dem Gefühl eines Verlustes quäle. Wie dumm bin ich? Ließe sich die Erleuchtung nicht ohne Exerzitien erreichen, fiele sie mir nicht aus Gnade einfach so zu, wenn ich nur eins dazu beitragen könnte: aufgeben? Gibt es keine Einsamkeit, die sich genügt? Die sich in nichts auflöst? Gibt es keine Liebe, die nicht festhält, die nirgendwo hin will?

Es ist unhöflich, traurig zu sein. Es widerspricht der Etikette. Ich muss mich entschuldigen, in letzter Zeit war es besonders schlimm. Eigentlich war es immer gleich schlimm – aber die Traurigkeit hat in letzter Zeit Gefallen gefunden am lauten Sprechen, am Wüten und Kaputtmachen. Sie ist ihrer melancholischen Jugend entwachsen.

Jetzt soll sie den Namen Depression tragen, mit dem ich nichts anfangen kann. Hier ist meine Traurigkeit, hier bin ich, hier ist nichts. Welchen Teil dieser verschworenen Gemeinschaft soll ich mit dem Begriff der Krankheit bezeichnen? Die Traurigkeit, selbst eine alles verzehrende, alles verhindernde Traurigkeit als Krankheit zu sehen, setzt die Bereitschaft voraus, sich in Stücke reißen zu lassen. Dieser Zustand ist mir zu nahe, als dass ich darin eine Krankheit erkennen könnte. Eine Heilung davon wäre letal. Sie müsste mich zerteilen, meine Empfindungen beenden, meiner Existenz einen neuen Namen finden. In einer Welt, in der Hoffnungslosigkeit, Todessehnsucht und die verzweifelte Leere zur Krankheit erklärt werden, ließen sich auch meteorolo-

gische Ereignisse oder Planeten zu Krankheiten erklären, sie müssten nur genügend bedrohlich erscheinen. Im Grunde verbirgt sich dahinter nichts als die zutiefst irr tümliche Vorstellung eines Anrechts auf Gesundheit und Harmonie.

Dagegen fällt es mir leicht, den Begriff der Krankheit auf mein gesamtes Menschsein anzuwenden. Es liegt darin mehr Einsicht in die irrwitzige Entgleisung, als mir überhaupt bewusst sein kann. Könnte es mir gelingen, diese Schmerzen und Fieberkurven, diese Entzündungen und Delirien zu benennen, würde ich für dieses eine Mal nicht die Krankheit isolieren, sondern mich selbst. Dann ließe sich vielleicht auch über den verhängnisvollen Gedanken einer Heilung nachdenken: eine Heilung von mir selbst...

Kein einziger, alltäglicher Blick aus den Fenstern dieses Kaffeehauses kann mich über die Befangenheit hinwegtäuschen, die mich zu einem untauglichen Zeugen der Wirklichkeit macht. Mein pausenloses Grübeln gilt nichts, weil es nur unter dem verheerenden Vorbehalt gilt, dass ich ein im Denken gefangener Mensch bin. Also unter dem Vorbehalt, dass ich ein dummer Mensch bin und mir selbst im Wege stehe.

Meine Gedanken haben sich in die unschuldigen Szenen vor dem Fenster verbissen, haben sich überhaupt über das ganze Leben hergemacht, sich zu Feststellungen und Erkenntnissen verstiegen, von denen nicht loszukommen ist. Mit all meiner Wahrheit bin ich völlig fehl am Platz. Ich weiß genau, irgendeine dieser lauten Figuren schaut zu mir rüber mit einem schiefen Blick und bemitleidet mich. Irgendein Dämon, ein Dämon des richtigen, des echten Lebens, steht nur fünf

Schritte hinter meinem Rücken oder verbirgt sich hinter einem Mauervorsprung und denkt sich: Mein Gott, bist du traurig!

Und doch, gilt nicht für alle, was für mich gilt? Mein Zustand muss auch der Zustand von jedem sein. Das erscheint mir der einzig mögliche, der einzig aufrichtige Weg. Mir gelingt weder die Bescheidenheit noch gelingt mir die Arroganz, mich für anders zu halten.

Sich von keinem unterscheiden, sein wie alle. Vertraulich mit den Tieren sprechen und den Tierbesitzern, mit Frau Soundso und Herrn Ebenfalls, durch die Stadt gehen wie durch ein Kinderbuch, durchs Leben wie durch aufgeschlagene Doppelseiten, in den Tagen blättern, weiterblättern in die Berge und aufs Land, wo auf jedem Hügel eine Ziege steht und wo nachts die Gemsen schlafen. Endlich grüßen dich die Steine von unten, die Äste winken von oben und du verstehst dich gut mit Gegenständen. Die Gemeinsamkeit mit den Gegenständen suchen – und dann klappt das Buch zu und das Bewusstsein meiner Anämie steigert sich zu großer Klarheit.

Ich kann meine Hinfälligkeit keiner Idee unterordnen, die mich retten würde. Ich kann nichts genügend wichtig nehmen, nicht einmal mich selbst kann ich genügend wichtig nehmen. Mit Sehnsucht, mit einer im Grunde hasserfüllten Sehnsucht schaue ich in all diese saturierten und empfindungslosen Augen, versuche, einen Hauch ihrer Selbstzufriedenheit zu atmen, versuche, einen schmutzigen Rand dieses vollgefressenen öffentlichen Raumes zu besiedeln, und verberge meine Schwäche sofort in dem flüchtigen Windschatten jeder vorüberziehenden Gewissheit, jeder anerkannten Großartigkeit.

Und doch, ich kann es nicht: an all das glauben.

Der Ansturm meiner Mitmenschen, mich zu retten, wird immer beengender. Wo die Traurigkeit sichtbar wird, beginnen plötzlich sogar kluge Menschen von Erfüllung und Glück zu sprechen. Sie überschlagen sich in verzweifelten, in unglaubwürdigen, aus völliger Hilflosigkeit geborenen Heilsrezepten. Sie stemmen sich an meiner Stelle gegen eine Flut, die erst dadurch zu bedrohlicher Höhe anschwillt.

Es ist nicht die Traurigkeit, die mich zu diesem böartigen Versuch der Befreiung zwingt, es ist die Illegalität, in die wir die Traurigkeit abgedrängt haben. Die Traurigkeit, die wir gefangen setzen, wird uns dadurch bedrohlich.

Die Schule der Einsamkeit: durch den Wald gehen und über Felder, und dabei genau zuhören, wie mich die Dinge anschwigen. Angesichts einer übermächtigen Spannung und doch im Zustand permanenten Zerreißen.

An welche Vorstellung meines Daseins will ich mich halten? Wird es nicht Zeit, aus diesem desolaten Irrgarten überkommener Begriffe und Wahrheiten auszubrechen? Jede Sehnsucht nach Rückbindung an einen mythologischen Ursprung ist endgültig aus dem Konzept geraten. Ich täusche mich nur noch über das ungeheuerliche Maß an Opportunismus hinweg, das meinem provisorischen, im dauernden Umbau erstarrten Menschenbild zugrunde liegt. In unbeobachteten Momenten spiele ich mit einem Stehplatz in der Ewigkeit und mit einer Seele auf Wanderschaft. Mit einem schalen Gefühl erzähle ich mir selbst die Märchen, die mich in den Schlaf wiegen. Und doch habe ich letztlich nichts in der Hand als einen nass-

kalten Darwinismus. Das spärliche Licht eines unruhig flackernden Geistes.

Wenn Unruhe und Traurigkeit die einzigen Konstanten meines Lebens sind, wenn sie mir aus der brennenden Trennlinie nach dort, wo ich die Welt vermute, unerschöpflich entgegenfließen, wenn sich alle meine Regungen und Handlungen auf die Fremdheit in der Welt beziehen, sollte ich nicht so ehrlich sein, auch nur darin meine philosophische Ruhe zu suchen? Ist es nicht an der Zeit, wirklich außer Acht zu lassen, was ich nicht mehr glauben kann? An der Zeit, jener Logik einen Raum zu geben, die sich hinter meiner Traurigkeit verbirgt?

Der Versuch einer kleinen, privaten, von der Hoffnung befreiten Anthropologie. Der Versuch zu einer Expertise der Nüchternheit. Endlich die Türen zu mauern, um dem quälenden Gedanken an Befreiung zu entgehen.